



Leseprobe aus Knösel, PANIC HOTEL. Letzte Zuflucht,
ISBN 978-3-407-81270-4 © 2021 Gulliver
in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/
gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-81270-4](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-81270-4)

FRANKFURT AM MAIN

APRIL 2032

1

Dies war der erste Tag vom Rest ihres Lebens. Für sie alle hier im Fahrzeug. Es war halb Panzer, halb SUV, mattschwarz, geländetauglich. Janja saß direkt hinter dem Fahrer. Das Fenster neben ihr war verdunkelt. Trotzdem schloss sie automatisch die Augen, so grell war der Lichtblitz am Horizont. Er brannte sich wie ein gleißendes Tattoo in ihr Blickfeld ein. Sogar mit geschlossenen Augen sah sie die Umrisse dieser gigantischen Feuerfontäne noch minutenlang vor sich.

Der Sprengsatz war in der Luft und nicht am Boden explodiert. Es war eigentlich unmöglich, dass sie das tatsächlich gesehen hatte. Aber sie war sich ganz sicher. In den Unterweisungen der letzten Monate hatte es geheißen, dass durch eine Explosion knapp über dem Zielort eine größere Zerstörung erreicht werden könne. Und der nächste Sprengsatz konnte direkt vor ihnen, neben ihnen, über ihnen einschlagen. Jederzeit.

Es war wie ein Albtraum – doch es passierte wirklich, selbst wenn es immer noch unvorstellbar war. Der Krieg hatte Europa erreicht. Wie ein gigantischer Waldbrand hatte er sich vom Nahen Osten aus von Land zu Land gefressen und die Weltmeere übersprungen – alles innerhalb weniger Stunden.

Theissen – Janjas Dienstherr, der neben seiner Frau direkt hinter dem Beifahrersitz saß – hatte gesagt, dass dieser Krieg in ein, zwei Stunden schon wieder zu Ende wäre. Aber Janja

spürte, dieses Ende würde sich bis in die Ewigkeit ziehen. Wenn sie es überhaupt noch rechtzeitig in den Bunker schafften!

Gerade hatten sie das gelbe Ortsschild am Straßenrand hinter sich gelassen, auf dem *Frankfurt* rot durchgestrichen war. Doch bis zum *Hotel* waren es noch gut zehn Kilometer.

Hotel war nicht der offizielle Name des Bunkers. Er hatte keinen Namen. Aber der Bunker war hinter dem *Le Grand* in den Berg gebaut worden und ähnelte selber einem Hotel. Das war Absicht. Die zukünftigen Bewohner – wie die Theissens – gehörten zu den reichsten Menschen Deutschlands. Weil diese Menschen den Bunker finanziert hatten, nannte man sie die Gründer. Der Aufenthalt kostete pro Person eine zweistellige Millionensumme.

Mehr wusste Janja nicht darüber – nur, dass die Gründer sich dort wohlfühlen sollten wie in einem Luxushotel, und das die nächsten dreißig Jahre lang, mindestens. Das war den Theissens garantiert worden.

Garantiert! In Zeiten wie diesen war das irgendwie lachhaft, fand Janja. Aber das behielt sie für sich. Mit den Theissens sprach sie nur, wenn sie dazu aufgefordert oder etwas gefragt wurde. Das hatte ihre Mutter ihr eingebläut.

»Hat Vanessa dir geschrieben?«, fragte Theissen seine Frau.

Sie musterte ihre fein manikürten Finger. »Nein.« Ein kleiner roter Nagellacktupfer hatte sich an dem seidenen Stoff ihres Ärmels festgesaugt.

»Schau noch mal nach.« Theissen warf einen Blick auf seine Armbanduhr, die wesentlich teurer war, als es den Anschein hatte.

Seine Frau holte einen Schminkspiegel aus ihrer Handtasche. Ihr Haar war makellos und voll, obwohl sie schon fast fünfzig

war, auch ihr Make-up war perfekt. Allerdings schien sie nicht zufrieden damit. »Ich habe auf Vibration gestellt.«

»Trotzdem!«, sagte Theissen. Auch ihm merkte man sein Alter erst an, wenn man genauer hinschaute. Dann sah man, dass die Falten in seinem Gesicht keine Striche mehr waren, sondern kleine Kerben. Und sich ein Doppelkinn bildete, wenn er im Sitzen den Blick senkte.

Vanessa war die Tochter der Theissens. Sie war nur ein Jahr älter als Janja, doch Welten trennten sie. Vanessa hatte die Ausgangssperre missachtet und sich letzte Nacht mit Freunden getroffen, um ihr Abitur nachzufeiern. Das hatte auf dem digitalen Message Board im Eingangsbereich gestanden – und darunter: *Ihr hättet es mir nicht erlaubt, wenn ich gefragt hätte.*

Vanessa! Janja wusste nicht, ob sie froh war oder entsetzt, dass sie nicht mit ihnen in diesem Panzerfahrzeug saß. Sie betrachtete den Sonnenaufgang im Rückspiegel auf der Fahrerseite. Tränen stiegen in ihr hoch. Es würde der letzte Sonnenaufgang ihres Lebens sein.

Janjas Blick traf den des uniformierten Fahrers im Rückspiegel. Seine Ärmel waren exakt über die Ellbogen gekrem-pelt. Eine bleistiftdicke Narbe lugte weiß glänzend am Hals aus seinem Hemd. Auch sein muskulöser rechter Unterarm hatte eine Narbe. Diese war kraterförmig und stach noch mehr hervor, weil seine dunkel behaarte Haut an dieser Stelle wie rasiert wirkte.

Der Mann schaute sie an, als könne er ihre Gedanken lesen. Er lächelte nicht tröstend oder nickte ihr aufmunternd zu. Er spielte das, was gerade passierte, nicht herunter. Janja war dankbar dafür. Ein Wort der Verharmlosung, und sie wäre ausgeflippt. Dass sie so ruhig dasitzen konnte, wunderte sie selber.

Es musste der Schock sein, die Überforderung, die Fassungslosigkeit.

Der Fahrer war vielleicht zwanzig, gar nicht viel älter als sie. Wie alle Wachen war er vorher Soldat gewesen. Er hatte mit Böhn, dem Chef des Wachkontingents, der vorne auf dem Beifahrersitz saß, an der türkischen Außengrenze zum Nahen Osten gekämpft.

Jetzt drehte Böhn sich zu ihnen um. »Alles in Ordnung da hinten?«

Janja hätte fast aufgelacht, weil es eine so normale Frage war. Auch der Fahrer verkniff sich ein freudloses Lächeln – so als könnte er tatsächlich ihre Gedanken lesen. Dann riss er das Lenkrad des Humvees nach rechts und sein Gesicht verschwand aus dem Rückspiegel, ebenso der Sonnenaufgang. Doch Janja erkannte noch das aufgenähte Namensschild über der linken Brusttasche seiner schwarzen Uniform:

reyeM.G

»Meine Tochter – wir erreichen sie einfach nicht!«, sagte Theissen. Er nahm die rötlich braune Hornbrille ab und rieb sich die Augen.

»Sie hat ja nicht auf uns hören wollen«, sagte seine Frau. Es war ein unnötiger Kommentar, aber die Beziehung von Frau Theissen und ihrer Tochter war schwierig.

Auch Eryka, Janjas Mutter, war eher eine kühle Frau. Entsprechend pragmatisch war der Abschied gewesen heute im Morgengrauen, es musste ja schnell gehen. Eryka war mit dem restlichen Dienstpersonal in der Villa zurückgeblieben. Sie hatte ihren Platz im Bunker Janja überlassen. Wie sie die Theissens dazu gebracht hatte, zuzustimmen, war Janja ein Rätsel. Sie hatte wiederholt gefragt, und ihre Mutter hatte nie darauf

geantwortet – und das, ohne ihrem forschenden Blick dabei auszuweichen.

Böhn wandte sich jetzt wieder seinem Fahrer zu. Vermutlich wollte er nicht in die Familienangelegenheiten der Theissens hineingezogen werden. Er fuhr sich mit einer Hand über den nicht ganz kahl rasierten Kopf. Ein paar Haarstoppeln glänzten silbern im Sonnenlicht. Böhns Frisur verbarg nur halb eine beginnende Glatze, die ihm aber gut stand.

Der Humvee bretterte nun zwischen zwei Grundstücken hindurch, wo die Häuser kaum noch Fensterscheiben hatten, dann über eine brachliegende Fläche voller verdorrtem Unkraut. Im Rückspiegel tauchten kurz ein paar der anderen Humvees auf, mit denen sie eine Kolonne bildeten. Dann drehte Böhn sich wieder zu ihnen nach hinten um.

»Keine Sorge, wir schaffen es noch rechtzeitig.«

»Und unsere Tochter?«, fragte Theissen. Er schaute wieder seine Frau an, aber sie reagierte nicht. Sie tippte Nachrichten in ihr Telefon, wobei ihre Finger geschickt über das Display tanzten, wie bei einer Jugendlichen.

Der Fahrer wechselte nun einen Blick mit Böhn, wobei weder der eine noch der andere etwas sagte.

Vielleicht hat sie Glück, dachte Janja. Vielleicht wird Frankfurt vor einem direkten Einschlag verschont, und Vanessa kann sich zur Villa durchschlagen, bevor die Strahlung die Stadt erreicht.

Vielleicht kann sie sogar das Tor und die Eingangstür öffnen und sich in den gepanzerten Keller flüchten, zum Dienstpersonal. Auch dort gab es Vorräte, die lange halten sollten, wenn auch keine dreißig Jahre. Und es gab Feldbetten. Es wäre nicht so luxuriös wie im *Hotel*, doch es wäre besser als nichts. Viel

Das Nichts erwartete den Rest der Menschheit. Oder neunundneunzig Komma neun Prozent davon.

Das hatte Janja sogar ihrer Mutter vorgeschlagen: dass auch sie in der Villa bleiben könnte. Dass sie dann immerhin zusammen wären, Mutter und Tochter. Eryka hatte die Diskussion beendet, bevor sie überhaupt anfangen konnte. So was sei leider nur ein sentimentaler Traum. Ob man in der Villa überleben könne, müsse sich erst herausstellen. Dem restlichen Dienstpersonal sagte Eryka davon nichts. Die sollten noch träumen dürfen. Warum ihnen das nehmen? Hoffnung bis zuletzt – das machte doch die Menschen aus.

Der Humvee krachte schaukelnd zurück auf die Straße. An der Kreuzung waren die Ampeln ausgefallen. In Frankfurt hatten sie noch orange geblinkt. Sogar die digitale Anzeige über einer Apothekentür hatte noch geleuchtet – oder wenigstens geflackert, rot wie ein letztes ausgehendes Feuer. 36 Grad Celsius. Am 17. April 2032.

Die Klimaveränderung war der eigentliche Kriegsgrund gewesen. Auch die damit einhergehenden Krankheiten. Nach den langjährigen Gefechten in Syrien, Irak und Palästina und der gleichzeitigen anhaltenden Dürre dort war ein unfassbar großer Flüchtlingsstrom entstanden, der über die Türkei nach Europa drängte. Bodentruppen hatten ihn nicht aufhalten können. Um diese und andere Klimaflüchtlinge aus Afrika abzuschrecken, hatte die westliche Allianz einen Warnschuss in Form mehrerer Mittelstreckenraketen abgegeben. Das wiederum hatte der Iran als Angriff auf sein Hoheitsgebiet interpretiert. So stieß ein Dominostein den nächsten um: Der Gegenangriff des Iran musste vergolten werden – was wiederum Russland als Verbündeten Irans in Zugzwang brachte. Danach gab es kein Zurück mehr.

36 Grad im April! Hier im Humvee war es wegen der Klimaanlage angenehm kühl. Auch im *Hotel* würde es eher kühl sein, 18 Grad, hatte Böhn ihnen bei der letzten Einweisung gesagt. Auf Dauer müssten sie darauf achten, genügend Fett zu sich zu nehmen und den Körper durch ausreichend Bewegung warm zu halten. Dass der angenehme Effekt, aus der Hitze draußen nach drinnen ins Kühle zu gelangen, schnell verpuffte, hatte Janja schon beim ersten Probealarm gemerkt. Es war, wie nach der Gartenarbeit in die kalte Dusche zu steigen: kurz sehr angenehm – bis es eben doch zu kalt wurde.

»Wissen Sie, wo genau Ihre Tochter sich aufhält?«, fragte Böhn.

»Nein, leider nicht«, antwortete Theissen. »Sie wollte mit ihren Freunden feiern.« Sein Blick wanderte zum Horizont, wo eine gewaltige pilzförmige Wolke aufstieg. »Mit diesem Feuerwerk hat sie wohl nicht gerechnet.«

Janja musste an ihre Mutter denken. Sie hatte sich oft ausgemalt, dass ihre Mutter nur aus einem Grund keine übertriebene Nähe zuließ: damit ihr der unvermeidbare Abschied nicht schwerer fallen würde als nötig. Ob das der wahre Grund war, würde Janja nie erfahren. Auch ihre Vieraugengespräche waren immer auf einer praktischen Ebene geblieben. Ihre Mutter wurde nie emotional.

Jetzt bog der Fahrer auf die Landstraße. Das parallel verlaufende Gleisbett neben den verdorrten Feldern war abgerutscht. Eine Schiene ragte wie ein offener Knochenbruch in die Luft. Dahinter stand ein Regionalzug mit eingeschlagenen Scheiben und graffitibesprüht auf freier Strecke. Ein umgekippter Traktor versperrte die Zufahrtsstraße in eine Ortschaft, wo runtergebrannte Häuserfassaden sich aneinanderreichten. Weit und

breit waren keine Menschen zu sehen. Sogar die Straßensperren waren unbesetzt, die Soldaten geflohen – aber wohin? In den Wald? In die Höhlen am Falkenstein?

Herr Theissen tippte zum bestimmt zwanzigsten Mal auf das Display seines iPhone Zero. Vanessas Profilbild leuchtete wieder auf. Böhn reichte ihm sein Satellitentelefon nach hinten. »Versuchen Sie es damit!«

Aber dann klingelte das iPhone, gerade als Theissen auf *Anrufen* tippen wollte. Sogar seine Frau wirkte überrascht und kurz voller Hoffnung.

»Vanessa!« Theissen weinte fast, aber es zitterte nur sein Kinn.

»Stell auf laut!«, sagte seine Frau. Ihre Augen leuchteten auf. Sie war plötzlich ganz präsent. Oft wirkte sie, als hätte sie sich in einen unsichtbaren Kokon zurückgezogen.

Theissen machte eine abwehrende Handbewegung. Dann hielt er sich das eine Ohr zu und presste das Telefon noch fester gegen das andere. Vorne schob Böhn sich einen Kaugummi in den Mund. Seine Kiefermuskeln traten hervor und machten sein Gesicht noch kantiger. Er pellte einen weiteren Streifen aus der Verpackung und hielt ihn dem Fahrer hin. Der schnappte ihn sich mit den Zähnen, statt eine Hand vom Lenkrad zu nehmen, und Böhn lachte leise, fast lautlos, wie um die Theissens hinten nicht zu stören.

»In Ordnung«, sagte Herr Theissen. »Bleib einfach da, ja? Beweg dich nicht von der Stelle!«

Er beugte sich mit dem Telefon am Ohr nach vorne, aber Böhn kam ihm zuvor: »Wo ist sie?«

»Am Osttor. Wo es den Berg hochgeht.«

»Beim Naturlehrpfad?«

»Ja. Sie sagt, die Wachen lassen sie nicht rein.«

Der Humvee näherte sich dem Haupttor, von dem aus das *Le Grand* noch gar nicht zu sehen war. Ein vier Meter hoher, doppelt gesetzter Natodrahtzaun mit besonders scharfen Klingen war vor fünf Jahren um das Anwesen gebaut worden. Jetzt stand alle zwanzig Meter ein Soldat davor Wache. Seelenruhig, als wäre noch nichts passiert. Janja konnte es kaum glauben. Anscheinend hatten diese Leute gar keine Angst um ihr Leben. Der Humvee wurde langsamer. Schließlich hielt er ganz an. Sogar Böhn musste sich ausweisen. Er streckte seinen kräftigen Arm aus dem Fenster, wo unter dem Handgelenk ein Chip implantiert war. Ob der Barcode, der darübertätowiert war, auch eine Bedeutung hatte, wusste Janja nicht. Vielleicht war es nur ein ironischer Kommentar, was seinen Job anging – beziehungsweise seinen ehemaligen Job als Soldat, so verwaschen, wie das Tattoo inzwischen aussah.

»Können Sie uns hinbringen, Böhn?«, fragte Theissen fast schon flehend, als der Humvee sich wieder in Bewegung setzte.

Frau Theissen drehte an ihrem Ehering herum, so als wäre es wichtig, dass der Ring sich ständig in Bewegung befand. Kurz richtete sie sich auf, als ob sie etwas sagen wollte, aber sie blieb still.

»Es wäre riskant, Herr Theissen«, sagte Böhn diplomatisch. Dabei scannte er mit einem Blick durchs offene Fenster das Gelände.

Für eine Weile war es bis auf die Motorengeräusche ruhig im Humvee. Der Fahrer steuerte das Fahrzeug die hügelige Auffahrt entlang. Links und rechts war sie von Pappeln gesäumt. Die Bäume verloren jetzt schon ihre Blätter, weil es so trocken war. Auch die Rasenflächen waren gelb und hart und nicht mehr golfplatzgrün wie vor einem Jahr noch, als Janja hier zum ersten

Mal war, auf ihrer Einweisungstour im Bunker. Damals war das *Le Grand* noch bemüht, die idyllische Fassade aufrechtzuerhalten – was Unmengen an wertvollem Wasser gekostet hatte.

»Ich kann das Mädchen holen!«, sagte der Fahrer plötzlich.

»Das würden Sie tun?«, entgegnete Theissen verblüfft. Eine lange Strähne seines schütterten, nach hinten gekämmten Haars fiel ihm ins Gesicht und er wischte sie mit einer Hand hastig beiseite.

»Ja. Klar.« Der Fahrer sagte das ganz beiläufig, als wäre es kein großes Ding.

»Dir bleibt nicht viel Zeit dafür, Gabriel«, sagte Böhn.

»Ich schnapp mir 'ne Enduro am Eingang, wenn ich euch abgesetzt habe. Zur Not ein Mountainbike.« Er hatte eine schöne Stimme, tief und voll, fiel Janja jetzt auf.

»Ein Mountainbike?«, sagte Frau Theissen. »Wie wollen Sie Vanessa mit einem Mountainbike vom Altkönig zum Hotel bringen? Wollen Sie vorher noch einen Gepäckträger daraufmontieren?«

Der Fahrer ließ sich zwei Sekunden Zeit, bevor er seelenruhig antwortete: »Na, ich hoffe, Ihre Tochter kann Rad fahren. Ich lauf nebenher.«

Gabriel, dachte Janja. Gabriel Meyer. Den Namen würde sie sich merken.

»Ist nur ein Vorschlag«, sagte Gabriel kaugummikauend.

»Nein, warten Sie«, erwiderte Herr Theissen schnell. Er warf seiner Frau einen giftigen Seitenblick zu. Dann sagte er: »Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie das für uns tun könnten.«

Gabriel nickte nur, und Böhn sagte gutmütig: »Wahrscheinlich läuft er sogar voraus. Der Mann hier ist ziemlich schnell. Ich hab ihn ausgebildet.«

Böhn klopfte Gabriel auf die Schulter und Gabriel grinste. Theissen dagegen senkte den Blick, wie um zu beten. Wieder fiel ihm die Strähne vors Gesicht. Diesmal ließ er sie dort.